

21° 11'48,33"
54° 37'56,75"

oder

Kindheit auf dem Lande



Schloß Sanditten, Hofseite (aufgenommen etwa 1920/23). Rechts der Kutschstall, davor alte Pappeln, die später durch Linden ersetzt wurden. Der Schloßhof ist zur Straße hin durch einen Eisenzaun und Fliederbüsche abgegrenzt, später wurde stattdessen eine Mauer gebaut.

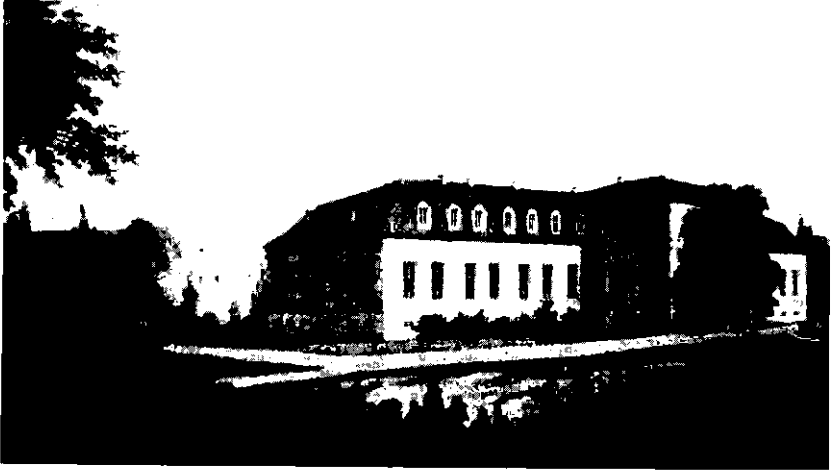
Nein, lieber Leser, nicht was Du denkst: Es folgt keine Geschichte von der Seefahrt auf irgendwelchen rauen Meeren. Ich will Dich trotz der seltsamen Überschrift in ganz geruhsame ländliche Gegenden führen, so etwa in die Mitte unseres Kreises, nach Sanditten. Und die oben angegebenen Grade, Minuten und Sekunden bezeichnen das Haus, in dem ich geboren bin, das Rendantenhaus, das in der Verlängerung des östlichen Seitenflügels des Schlosses der Grafen von Schlieben liegt. Ich behaupte wohl nicht zuviel, wenn ich sage, Sanditten war ein Ort, den viele Einwohner des Kreises aus eigener Anschauung kannten, durch den Frühlingswaldlauf, der ja im Laufe der Jahre so eine Art Volksfest geworden war. Aber das kommt erst viel später.

Von den Ereignissen, die auch uns in Sanditten berührten, als ich ein und zwei Jahre alt war, weiß ich natürlich nur aus den Erzählungen meiner Eltern. Wir waren nach Berlin geflohen. In Sanditten waren die Russen. Bei der Rückkehr war das Haus ekelhaft verdreckt. Erinnerungen an die Russenzeit waren die ausgebesserten Kerben von Säbelhieben an einigen Möbelstücken, ein schwerer Kosakensäbel auf dem Boden und die Fotos meiner Großeltern, bei denen die Augen ausgestochen waren. Immer, wenn ich als Kind diese Bilder ansah, strich ich mit dem Finger über die Löcher und dachte, was mögen das für Menschen sein, die so etwas machen konnten. Ich hatte – als ich drei oder vier Jahre alt war – enge Verbindung zu einem kriegsgefangenen Russen, Pawlenko, einem Ukrainer, der bei Meister Knies in der Stellmacherei arbeitete. Er machte mir Bauklötze aus Abfallholz und herrliche Vögel aus Holzspänen. Und immer, wenn er mir etwas brachte oder ich holte versprochenes Spielzeug ab, mußte ich denken: „Nein, Pawlenko hat nicht die Augen auf den Fotos ausgestochen.“ An die Russenzeit erinnerten in Sanditten noch Schützengräben im Schloßgarten und im Sanditter Park an der Teufelskanzeln, dann das Grab eines hohen russischen Offiziers im Sanditter Wald an einem Weg vom Vorwerk Milchbude zum Waldschlößchen. Die Tapiauer werden es vielleicht kennen.

×



Familie Meitsch, Sanditten, in der Mitte der augenblickliche Kreisvertreter Rudi M. (Ist das nicht ein schöner Junge?)



Schloß Sanditten, Pregelseite (um 1850).

Mein Leben spielte sich zunächst nur auf dem Schloßhof vor unserem Haus ab. Auf die Kastanienallee, die durch das Dorf ging, durfte ich noch nicht. Dort war ja „soviel“ Verkehr. Die Kellergewölbe im Schloß zogen mich besonders an, auch wenn sie etwas gruslig waren. Die Schloßküche war dort, aber bevor man da hin kam zu Mammselfchen „Tante Ekbaga“ (Frau Eitschberger), mußte man durch dunkle, feuchte Gewölbe. Und dann war da noch eine schwere, eisenbeschlagene Tür mit einer kleinen, vergitterten Öffnung, dahinter ein kleiner Raum ohne Fenster: das Gefängnis. Dort soll vor 100 Jahren oder wann ein Förster gesessen haben, mehrere Monate, der nur süße Milch und fetten Speck zu essen bekam. Brrr! Ich lief schnell dran vorbei in die helle Küche. Tante Ekbaga hatte immer etwas besonderes für mich. Sie versuchte aber auch als Pädagogin zu wirken. Ich lutschte den Daumen oder einen anderen Finger. Das wollte sie mir abgewöhnen und bestrich den Finger mit scharfem Mostrich. Der Erfolg: ich leckte den Finger genüßlich ab (ich schmecke es heute noch), streckte den Finger hin und sagte: „Mehr, Tante Ekbaga“.

Vor jedem Paradies steht ein Erzengel mit einem flammenden Schwert, hier war es eine Art Höllenhund, sehr klein zwar, Puck, ein Rehpinscher, aber für mich eben ein Höllenhund. Er wurde, als er einmal krank war, so grantig und bellte mich so an, daß ich das Mostrichparadies nicht mehr betreten mochte.

Aber da waren ja noch so viele Möglichkeiten zum Auslauf auf dem für meine damaligen Begriffe so großen Schloßhof. Damals war er zur Straße hin noch nicht durch eine Mauer abgeschlossen, sondern durch einen niedrigen Eisengitterzaun und Fließerbüsche. Auf dem Rasenrondell war in der Mitte ein rundes Gebüsch mit Flieder, Jasmin und Eisbeersträuchern. Das war ein Spielgelände – ich glaube, niemand auf der Welt hatte ein schöneres –, mit den heute in den Städten nach pädagogischen Grundsätzen angelegten Spielplätzen überhaupt nicht zu vergleichen. Jeder aller-

dings durfte dort nicht hin. Außer mir war es noch Helmut Szeguhn, der Kutscher-
sohn (der Kutschstall lag am Schloßhof, unserem Haus gegenüber) und Erich Rippe-
ke, der Zieglersohn, den wir mitnahmen. Karl May und Indianergeschichten kannten
wir noch nicht, aber wir hatten Phantasie genug, um zu dritt dort zu jeder Jahreszeit
Tage und Abende zu verbringen, die uns vollkommen ausfüllten. Und wie böse waren
wir, wenn es abends hieß: „Rudi (oder: Helmut), reinkommen!“

Dann begann der Ernst des Lebens. Richard Grohnert hieß er, der „kleine Herr
Lehrer“, der uns in das ABC, das Einmaleins und die biblische Geschichte einführte.
Am ersten Schultag mußte jeder ein Lied singen. Ich führte mich mit „Die Tiroler sind
lustig“ ein. Singen hatten wir beim „großen Herr Lehrer“ Franz Steiner. Trotz seiner
eindrucksvollen Größe und seiner oft notwendigen Strenge schaffte er es nicht, bei
mir die Grundlagen für ein anhörbares Singen zu legen, so daß auch spätere Ges-
angs- und Musiklehrer nichts erreichten.

Aber noch einiges zum „kleinen Herr Lehrer“. Er war so etwas wie die Seele des
Dorfes, und das will auf einem Gut, dessen Deputanten, die den größten Teil der Ein-
wohner stellten, oft wechselten, schon etwas heißen. Er gründete einen Sportverein,
führte Sportfeste durch, im Winter Boxkämpfe, Tanzvergnügen, verfaßte Festzeit-
schriften. Da waren dann der Bauunternehmer Störmer und der Molkereibesitzer Se-
kat aus Tapiau da, selbstverständlich Graf von Schlieben, die Beamten und Handwer-
ker, die Deputanten. Lange bevor die Dorfgemeinschaft von oben propagiert wurde,
war sie hier Wirklichkeit, durch den „kleinen Herr Lehrer“.

Stellen wir dem das Heute gegenüber, z.B. in Niedersachsen. Der Lehrer ist aus
dem Dorf weitgehend verschwunden, oder, falls noch vorhanden, empfindet er die
Versetzung in das kleine Dorf als eine Schikane und hat zum Dorf keinen Kontakt.
Wie kann er dann noch „Seele des Dorfes“ sein, wie kann dort noch kulturelles Leben
sein? Das Dorf muß verkümmern.

×

Aber das nur nebenbei. Doch noch ein Wort zu den Festen in Sanditten. Das Ereig-
nis des Jahres war und blieb das Erntefest, meist Ende Oktober gefeiert. Am Nach-
mittag Platzkonzert im Hof des Schlosses. Und dann Tanz in der ausgeräumten Wa-
genremise. Das besondere zu Hause beim Erntefest war: es gab Biersuppe und Well-
wurst (Fleischwurst oder Brühwurst würde man heute sagen), die ringelweise von
Fleischer Kaiser aus Wehlau kam. Ich bilde mir heute noch ein, jeder bekam einen
Ringel, oder ob ich mich irre?

Der Graf war zunächst über die Vorwerke gefahren, die jedes für sich feierten.
Dann kam er zum „Hauptfest“ nach Sanditten. Friedrich Hollstein, der Kämmerer, be-
grüßte ihn. Es war nicht das, was man eine wohlgesetzte Rede nennen konnte, aber
die Worte kamen von Herzen.

Wie Friedrich Hollsteins Einstellung zur Gutsherrschaft war, mag folgende Ge-
schichte erläutern. Es kamen einige Deputanten und Hofgänger zu meinem Vater,
um sich darüber zu beschweren, daß ihre Überstunden nicht richtig berechnet wä-
ren, d.h. sie hätten mehr Überstunden gehabt. Mein Vater fragte Hollstein danach.
Seine Antwort: „Sicher, Herr Rendant, die hatten mehr Überstunden, aber etwas für

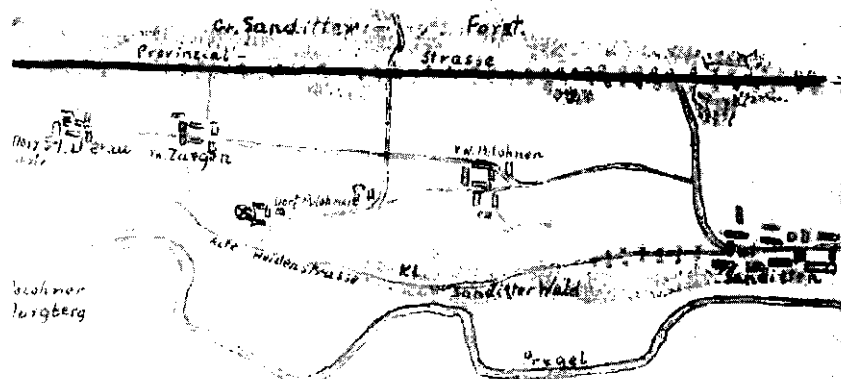
den Herrn Grafen muß doch auch übrigbleiben." Als im Januar 1945 die Sanditter auf den Treck gingen, fehlte, als man abfahren wollte, der alte Hollstein. Man suchte und fand ihn nicht, der Treck fuhr ohne ihn ab. Seine Tochter sagte: „Vater hat schon immer gesagt, hier will er sterben.“ Er blieb in Sanditten und hat dort wohl auch seinen Tod gefunden.

Zu Friedrich Hollsteins Aufgaben gehörte es auch, die Gutsglocke zum Beginn und Ende der Arbeitszeit bzw. der Pausen zu läuten. Man hatte dem Läuten der Glocke auch Texte unterlegt: „Bim Bammel, Bim Bammel, de Kämer (Kämmerer) ös e Hammel“ oder „Kommt äte, kommt äte, ju fuule Beestkräte“.

X

Als wir schon größer waren, eröffnete sich uns ein anderes, viel herrlicheres Paradies, als es der Schloßhof sein konnte: die Ziegelei. Auch dort war nicht jeder zugelassen. Aber Erich Rippke als der Sohn des Zieglermeisters durfte uns, d.h. den schon erwähnten Helmut und mich mitbringen.

Einige Sätze zu dem Betrieb auf der Ziegelei, die, wenn man von Wehlau her kam, am Ortseingang links der Eichenallee bis zum Pregel herunter lag. Die dort hergestellten Ziegel und Dachpfannen (außer den normalen Pfannen auch Biberschwänze) waren nur für den Bedarf des Gutes. Alles wurde von Hand gemacht und die Ziegeleiarbeit war schlimmste Knochenarbeit. Das begann im Lehmstich, der etwa 1 km von der Ziegelei entfernt war. Der Lehm wurde mit Spaten gestochen und auf die große hölzerne Lore geladen, die zwei nach den Seiten kippbare Kästen hatte. Ein Pferd zog die Lore, die auf Schienen lief, bis etwa 50 m vor die Ziegelei. Von dort an ging es zunächst in leichter Neigung bergab, so daß die Lore abwärts rollen konnte, die Geschwindigkeit regulierte ein Arbeiter, der, mit einem starken Bremsknüppel bewaffnet, hinten auf dem Gefährt stand. Das Gleis lief schließlich, drei bis vier Meter hoch stabil aufgebockt, über die drei Kuhlen, in denen der Lehm gemahlen wurde. Der Bremser mußte es nun so einrichten, daß die Lore über der Kuhle stehen blieb, die gefüllt werden sollte. Für uns war diese Abfahrt der Lore immer eine aufregende Sache.



Dem Lehm wurde noch Wasser zugesetzt, ich glaube auch Sand, und dann in den kreisrunden Kühlen durchgemahlen. Das Mahlwerk zog ein Pferd. Zwei der Kühlen waren unter freiem Himmel, dort wurde der Lehm für die Ziegel vorbereitet. Die dritte war in einem Schuppen. Da war der Lehm für die Pfannen, der fetter als der Ziegel-lehm und auch an einer anderen Stelle gestochen war; er sollte wohl vor zusätzlicher Bewässerung durch Regen geschützt werden.

Die Ziegel wurden von Hand gestrichen. Aus der Kuhle wurde der fertige Lehm zu einem der Trockenschuppen gekarrt, von dem Streicher portionsweise in die hölzerne Form geklatscht, mit einem Streichbrett oben glatt gestrichen (daher der Ausdruck „Ziegel streichen“), die Form abgehoben, der nasse Ziegel auf einem schmalen Brett in den Trockenschuppen getragen und auf die Regale gelegt. Solch ein Trockenschuppen war an den beiden Längsseiten offen, damit genügend Luftzug vorhanden war. Aber das Trocknen überließ man auch nicht allein der Zeit und dem Wind. Es mußte darauf geachtet werden, daß die Sonne nicht hereinbrannte (dann wären die Ziegel rissig geworden), und auch zu starker Wind mußte abgehalten werden. Das geschah dadurch, daß man Flaken vor eine der offenen Seiten des Schuppens stellte. Flaken sind Windschirme – wie sie auch die Steinklopfer an den Chausseen benutzten – etwa 1,5 × 2 m groß, Lattengerüste, die mit Langstroh ausgefüllt waren. Übrigens hieß die Ziegelei auf Platt „Tegelschien“, das bezieht sich auf diese Trockenschuppen, die ja offene Scheunen für Ziegel waren.

Zur Herstellung der Dachpfannen und Biberschwänze wurde eine von Hand gedrehte Presse benutzt. Für die Pfannen gab es auch einen besonderen Trockenschuppen, der wohl so eingerichtet war, daß die Pfannen langsamer trockneten.

Der nächste Arbeitsgang war dann das Einkarren in den Ofen, der etwa 20 m tiefer bis zu 200 m von den Trockenschuppen entfernt war. Mit der Handkarre wurden die getrockneten Rohziegel in den Ofen gebracht und so aufgeschichtet, daß beim späteren Brennen die heiße Luft von möglichst vielen Seiten den einzelnen Ziegel bestreichen konnte. Der Eingang wurde zugemauert. Und dann ging Opa Bogdahn, Schwiegervater von Meister Rippke und selbst alter Zieglermeister, ans Werk. Der Ofen hatte zwei Kammern, eine war beschickt. Sie hatte drei oder vier große Öffnungen für das Beheizen; Fichtenkloben und Stubbenholz wurde laufend nachgelegt. Ich weiß nicht mehr, wie lange beheizt wurde, aber nach einigen Tagen wurde das Feuer weggenommen, die Öffnungen zugemauert, so daß die Ziegel noch einige Zeit in der Kammer in der Hitze standen.

Das Brennen war für uns Jungens eine sehr romantische Sache, am Abend natürlich besonders. Wir gingen dann oft noch zur Ziegelei, um Opa Bogdahn Essen für die Nacht zu bringen. Die flackernden Feuer, vorne offen, zogen uns immer wieder an. Wenn die Kammer ausgekühlt war, wurde ausgekarrt, wieder mit der Handkarre, und die Ziegel in große Stapel gesetzt.

×

Zwischen diesen Schuppen und Kühlen, dem Ofen, den Holz- und Ziegelstapeln, bis zum Pregel hinunter konnte man spielen, ich weiß nicht mehr, was alles. Doch eins weiß ich noch: Schießen mit Lehmklümpchen. Auf die Spitze einer biegsamen, aber nicht zu dünnen Weidenrute wurde ein Klümpchen nasser Lehm gesteckt, ein kurzer

Schwung und die Kugel klatschte gegen eine Wand, ein Fenster oder auch an die Stirn eines Spielkameraden. Bei einiger Übung konnte man sehr genau treffen, und oft wurde Wettschießen gemacht.

Und was es da zu sehen gab! In einer nicht mehr benutzten Kuhle, die mit Schachtelhalm und allerlei Wasserpflanzen zugewachsen war, fand man jede Menge Wassergetier: Käfer, Fliegen, Libellen. Da war der Gelbrandkäfer, Feuersalamander, Eidechsen, Frösche. Hier war das Reservoir für manches Viehzeug, das ich zur Biologiestunde bei Otto Lomoth mitbrachte.

Eine riesige Esche stand dort, in der dicht über dem Boden Hornissen in einem Loch nisteten. Wenn wir mal ganz mutig waren, versuchten wir aus gebührender Entfernung Lehmklumpen auf das Loch zu werfen, in der Hoffnung, es einmal zuzukleistern. Vergeblich. Wenn aber mal die großen Jungens kamen und mit einer langen Stange in das Loch stachen, nahmen wir Kleinen schnell Reißaus.

Bei der Ziegelei am Pregel stand eines der historischen Gebäude Sandittens, der Pregelspeicher, ein großes Gebäude aus Feldsteinen. Über dem Eingang war eine Steintafel mit einer Inschrift. Ich erinnere mich noch an die Worte: „Erbaut für Alt- und Neu-Schloß Gerdauen“, das Datum – siebzehnhundertund... weiß ich nicht mehr. An der einen Ecke stand ein großer Prellstein, auf dessen Vorderseite geheimnisvolle Kreuze und Linien eingehauen waren. Man sagte, die hätte der Teufel mit dem Finger hineingeschrieben. In Sanditten hatte man es ja an vielen Stellen mit dem Teufel. Darum behaupteten wir Jungens, der Prellstein an der anderen Ecke wäre immer warm, weil er direkte Verbindung zur Hölle hätte.

×



**Die Wassermühle in Alt-Wehlau
(Aquarell von Gertraude Jaeger-Reidenitz).**

Historisches gab es in Sanditten viel, schon allein die Straße, die durch den Ort ging. Es war die alte Heerstraße, die seit uralten Zeiten von Königsberg, oder besser vom Samland – denn sie war schon da, ehe es Königsberg gab – nach Osten führte. Von Sanditten nach Osten war es die Eichenallee, bis Alt-Wehlau, an der Wassermühle vorbei, dann die „Heide“, ein breiter Sandweg, bis nach Petersdorf. Nach Westen hin zog sie am Nordrand des Sanditter Parks – der Wald, an und in dem sich der Frühlingwaldlauf abspielte – weiter, am Pelohner Burgberg (Reidenitz), an Zargen und Schaberau vorbei, durch einen Teil des Sanditter Waldes zum Waldschlößchen und zur Försterei Adamsheide. Bevor man vor etwa 120 Jahren die Reichsstraße 1 baute, war dies die Hauptstraße in den Osten der Provinz, wir sagten bis nach Moskau.



Bei den Ausgrabungen in Sanditten. Von links: Förster Waldemar Fischer, Hubert Brückhändler, Rudi Meitsch, Hans-Leopold Hardt, Erwin Lissat, drei Arbeiter, Rudolf Herrenkind.

An dieser alten Heerstraße lag auch das Gräberfeld, auf dem ab 1929 von Dr. Carl Engel gegraben wurde. Über die Bedeutung des Gräberfeldes ist in unserem Heimatbuch ausführlich berichtet worden. Über Erlebnisse bei den Ausgrabungen, den Sanditter Park, Frühlingwaldlauf usw. soll später einmal berichtet werden. Aber als Abschluß eine Geschichte, die mit der alten Straße und dem Gräberfeld zusammenhängt.

Es wurden in einem Grab, das keine Steinpackung aufwies, zwei Skelette gefunden. Das Grab lag hart am Rand der alten Straße. Es war ein männliches und ein weibliches Skelett, keine Beigaben dabei, die auf die Zeit der Bestattung schließen ließen. Sie lagen in Ost-West-Richtung, hätten danach aus der Steinzeit stammen können oder als Christen bestattet worden sein. Genaue Vermessung des Grabes und Lagevergleiche zu den benachbarten Urnengräbern schlossen die Steinzeit aus. Nun konnte man der Phantasie freien Lauf lassen. Welches Schicksal hatte dieses Paar

gehabt? Waren sie Straßenräubern zum Opfer gefallen? Waren sie hier in einem mörderisch kalten Winter am Straßenrand erfroren?

Oder war es ein preußisches Ehepaar, das, obwohl zum Christentum übergetreten, doch auf der Begräbnisstätte der Vorfahren die letzte Ruhe finden wollte? Waren es die letzten Sandes (Sanditten = Siedlung des Sande)? Ich meine, so war es.

An den Gräbern, deren erste aus der Bronzezeit stammten, deren letztes wohl schon ein christliches war, stand als Mahnung eine Tafel – aufgestellt durch die Initiative von Kantor Werner, Paterswalde. Die Inschrift:

„Wanderer, komm, kannst du lesen:
was du bist, bin ich gewesen.
Wanderer auf dieser Erden,
was ich bin, wirst du einst werden.“

R. Meitsch



Die alte Landstraße durch den Sanditter Park. Links das wieder aufgebaute Hügelgrab (Aquarell von Gertraude Jaeger-Reidenitz).

**Bei Wohnungswechsel vergessen Sie bitte nicht,
Ihre Anschrift dem Wehlauer Heimatbrief mitzuteilen!**

Groß Neumühl, Kreis Wehlau

Das Rittergut Groß Neumühl, an der Chaussee Wehlau-Gerdauen gelegen, 3 km von Stadt und Bahnhof Allenburg entfernt, hatte 1900 eine Größe von 750 ha. Das Vorwerk Klein Neumühl wurde als selbständiges Gut verkauft, auch die Ziegelei, so daß ich von Herrn Graber, dem die Ziegelei Trunz bei Elbing gehörte, das Gut 1935 in Größe von 379,7 ha übernahm.

Davon entfielen auf Acker 233 ha, auf Garten und Obstland 0,5 ha, Wiesen 16,5 ha Weiden 90 ha = 340 ha Nutzfläche. Der Wald war leider zu meinem Leidwesen mitverkauft worden, so daß nur die bewaldeten Hänge an Abt und Omet mit altem Bestand und der Schleusenwald mit seinen von mir neu eingerichteten Karpenteichen und dem Stauwehr mit 11 ha Holzungen verblieben. Ich habe dann durch Anpflanzung von Hängen, Wiesenschlenken und Ödland viel für die Erneuerung des Baumbestandes getan. Der Mühlenteich mit Fischteichen, 10,4 ha groß, bei eingetragener Staugerechtigkeit, mit allen Fischarten reich besetzt, mit Aalfang ausgerüstet, speiste die Mahlmühle durch Dynamo und Batterie, wodurch auch das ganze Gut mit Licht und Kraft, auch zum Dreschen und Pusten in die großen Scheunen, durch die billige Wasserkraft versorgt wurde. Eine Wideranlage versorgte Gutshaus und Ställe automatisch mit Wasser. Der Rest des Areals entfiel auf Hof, Gebäude, Wege etc.

Groß Neumühl gehörte zu den schwersten Böden des Allenburger Winkels. Böse Zungen behaupteten, dort schlug nicht einmal der Blitz ein, der zwingt nicht rein, sondern biegt um. Nun, ich habe diesen schweren Boden durch einen intensiven Leguminosenanbau gezwungen. Zunächst schnitt ich die leichten Böden aus den Schlägen, um für meine Leute und mich sichere Kartoffeln zu ernten. Fruchtfolge hier: Hackfrucht, Gerste, Roggen mit Kleeuntersaat eigener Ernte, wodurch die nachfolgenden Kartoffeln mit Gründüngung und Stalldung sichere Erträge brachten. Für Groß Neumühl spielte der teure Rübenanbau keine Rolle bei dem hohen Grünlandanteil und dem starken Leguminosenanbau, zumal ich – ein Wegbereiter der Silagebereitung – vier Silos à 100 cbm gebaut hatte. Der schwere Boden war nur im Untergrund kalkreich, als Beweis die vielen Mergelkaulen in den Schlägen, er brauchte bei dem starken Leguminosenanbau Kalk, so daß jährlich zwei Schläge gekalkt wurden. Eine Bodenuntersuchung ergab starken Phosphormangel. Die verstärkte Düngung förderte nicht nur das Körnergewicht, sondern rief einen enormen Weißkleebestand hervor zum Nutzen von Vieh und Milch.

Durch Kalk- und Phosphordüngung war es möglich, auf den schweren Böden in jedem Jahr einen Leguminosenbestand zu haben. Bei achtfeldriger Fruchtfolge trug der Acker Bohnen, Gerste, Klee, Timotheum, Weizen, Grünklee, Gersthafer mit Erbsen mit Kleeabsaat. Der Stoppelekle war Herbstweide, der zweite Schnitt Rotklee kam in den Silo. Eine starke Durchlüftung und Untergrundlockerung trat durch die Leguminosen ein, auch eine bessere Wasserableitung und Stickstoffanreicherung, so daß nur geringe Stickstoffmengen nötig waren und in den letzten Jahren mehr Roggen angebaut werden konnte, wünschenswert wegen der früheren Ernte und des größeren Strohanfalls.

Das waren die verbesserten Grundlagen für die Herdbuchherde, die durch Zukauf guter Bullen so gehoben werden konnte, daß Sterken und auch Jungbullen zur

Auktion nach Königsberg gehen konnten.

Das waren aber auch die Grundlagen für die Kaltblutzucht mit eigener Hengststation, wobei der mittlere Schlag bevorzugt wurde, um gängige Pferde zu haben, die schwere Lasten in der Ernte im Trab bewältigen konnten. Diese Pferde haben uns auf der Flucht zum Teil bei schlechtem Wetter und Futter, bei Übernachten im Freien, Frost und hohem Schnee nie im Stich gelassen, auch nicht bei der Todesfahrt über das Haff, als es hieß, im Galopp dem Beschuß von den Frauenburger und Elbinger Höhen zu entgehen. Auch als die tragenden Stuten verfohlten, ging es weiter.

In Groß Neumühl wurden jährlich ca. 25 ha der kleinen Köstlinschen Bohne Hochzucht im Vertrag für Gustav Scherwitz-Königsberg zur Vermehrung neben vielen Kleesaaten angebaut. Ich gehörte wohl zu den größten Klee- und Grassaatlieferanten der Provinz. Die modernste Klee- und Grasreinigungsanlage und die neueste Kleedreschmaschine fielen den Russen in die Hände.

Was ich in den zehn Jahren intensiver Bewirtschaftung von Groß Neumühl geschaffen und aufgebaut habe, kann der Lastenausgleich nicht ersetzen, zumal der niedrige Einheitswert Bemessungsgrundlage ist.

Dr. Otto Gehrmann

Kuglacken, Kreis Wehlau

Gleich hinter Taplacken beim Verlassen der großen Landstraße, die von Königsberg kommt und in östlicher Richtung die Provinz durchschneidet, gelangt man auf die Abzweigung nach Tilsit. Nach kurzer Wanderung steigt diese Straße sanft an zu einer Anhöhe, dem Kruschkenberg, und man gewinnt rechterhand einen weiten Ausblick in das Pregeltal. Nördlich dehnt sich die Landschaft bis an das dunkle Band der Forsten. Hier liegt Kuglacken – im äußersten Winkel des Kreises Wehlau; der Fluß bildet eine natürliche Grenze nach Süden, im Norden stößt der Gutswald an den Staatsforst Drusken, den Anfang eines geschlossenen Waldgebietes, das sich bis an das Kurische Haff erstreckt.

Die Geschichte des Landes ist alt. Pruzzen siedelten hier, bauten Wassermühlen und errichteten Schanzen gegen Überfälle. Deutliche Spuren blieben bis in unsere Zeit erhalten. Funde waren selten, von Bedeutung wohl nur eine römische Fibula, die an das Prussia-Museum ging.

Das Haus lag an einem Hang nahe dem Pregel. Die damit verknüpften Überlieferungen reichen weit zurück, aber Schriftliches ist nur spärlich erhalten. Erbaut auf starken Fundamenten mit Kreuzgewölben, wird seine Entstehung Herzog Albrecht zugeschrieben. Die Besitzverhältnisse unterlagen mehrfachem Wechsel. Die ersten waren die Herren von Ponnau (später von Ostau genannt). Die Herrschaft umschloß anfangs auch die benachbarten Güter Ponnau und Stadthausen. Später diente sie dem Großen Kurfürsten als Jagdsitz, der hier die hohe Jagd vornehmlich auf Bär und Luchs ausübte. (Der letzte Bär der Gegend fiel um 1660 in der Bienenberger Waldecke). In der Folgezeit verließ der Kurfürst die Güter einem verdienten General, dessen Namen und Wirken nicht mehr bekannt sind.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts – die Pest hatte weite Landstriche entvölkert – erwarb Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau die Herrschaft Norkitten. Friedrich Wilhelm I. bot auch Kuglacken zum Kauf, der aber nicht zustande kam, wie eine Chronik berichtet. Durch Schenkung Friedrichs des Großen an seinen ruhmvollen